
HITLER ALS «CHARISMATIKER»? – «ZWEITER DREISSIGJÄHRIGER KRIEG»?

ZUR KRITIK AN HANS-ULRICH WEHLERS
«DEUTSCHER GESELLSCHAFTSGESCHICHTE»

PETER KAMBER

Hans-Ulrich Wehler ist als Historiker erklärermassen der Aufklärung der «Strukturbedingungen und Entwicklungsprozesse politischer Herrschaft» verpflichtet und hat sich mit *Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 1914–1949* nach eigenen Angaben vorgenommen, «anstelle der chronologischen Ereignisgeschichte» eine «Synthese» zu «wagen», «eine problemorientierte Analyse». ¹ Er scheut sich im Vorwort auch nicht, etwa Kollegen und Kolleginnen der «neuen Kulturgeschichte» eine «eigentümliche Syntheseunfähigkeit» und «die schwache Integrationskraft» mancher ihrer Begriffe vorzuwerfen (XIX f.).

Wehler vertraut mit anderen Worten darauf, dass seine eigene Begrifflichkeit einiges an Kritik aushält. So spannend die Kapitel über die Zerstörung der Weimarer Republik («Höllenfahrt» in den «Abgrund», Wehler, 259) geworden sind, bereits bei den Passagen, welche die Machtübergabe an Hitler betreffen, suggeriert Wehler aber einen Zwang hin zur Diktatur, an den ich gelinde gesagt nicht glauben will. Bei der Analyse von Hitler selbst stösst Wehlers Methodik schliesslich, wie zu zeigen wäre, merkwürdig deutlich an ihre Grenzen. Wer an Hitlers demagogisches Vorsehungsgerede denkt, muss sich fragen, wie tauglich Wehlers analytischer Versuch ist, den alten griechischen und neutestamentarischen Begriff Charisma (göttliche Gnadengabe) – den der Soziologe Max Weber einst als «Idealtyp» für eine «Typologie der legitimen Herrschaftsformen» entwarf, wie auch Wehler festhält (552) – auf Hitler auszuweiten. Die ständige Rede Wehlers von Hitler als einem «Charismatiker» (552, 561, 571) «Charismaträger» (936) und «charismatischen Propheten» (571) und Wehlers Neigung, Begriffe des «Hitler-Mythos» als vermeintlich-analytische Begriffe einzusetzen – Hitler als «Befreiungsfigur» (555), «neuer Übermensch» (561) und «Heilsbringer» (561) – während Wehler gleichzeitig in einem Interview mit dem Deutschlandfunk klarstellt, Hitler sei «als Mensch absolut abstossend und uninteressant»,² wirkt merkwürdig hilflos und umständlich, etwa wenn Wehler offenbar zur Erklärung der Psychologie der Parteigezogenheit über den doch bereits Ende 1932 gebremsten Aufstieg der

Hitler-Partei schreibt: «Ohne den Hitler-Mythos, ohne die sichtbare Erfüllung der messianischen Hoffnungen durch diesen <Sendboten> ist aber der rasante Aufstieg der NSDAP schlechterdings nicht überzeugend zu erklären.» (571) Das erinnert, mit Verlaub, für die Zeit vor 1933 auch beinahe etwas an die ungeschickte Rede des ehemaligen Präsidenten des Deutschen Bundestages Philipp Jenninger vom 9. November 1988 über die Zeit danach. Jenninger damals: «Die Jahre von 1933 bis 1938 sind selbst aus der distanzierten Rückschau und in Kenntnis des Folgenden noch heute ein Faszinosum insofern, als es in der Geschichte kaum eine Parallele zu dem politischen Triumphzug Hitlers während jener ersten Jahre gibt.»³

Faszinosum, Charisma, Heil? Müssen analytische Begriff nicht schärfer abgrenzen? Wenn Wehler auf die «alttestamentarische und exiljüdische Messiasstradition» (555) verweist, sperrt sich mein Sprachempfinden vollends. Den Hauptverantwortlichen für millionenfachen Tod von Juden mit der Metapher «politischer Messias» (572), «neuer Messias» (935) zu bedenken («sahen Millionen Deutsche in ihm ihren Messias», 559) finde ich sehr unüberlegt. Wehlers fatal einfühlende – kulturhistorisch seltsam ungeschulte – Begrifflichkeit («charismatischer Machthaber in einer Gesellschaft voller messianischer Hoffnungen», 563) gewinnt leider nicht die nötige analytische Schärfe, sondern tendiert zur blossen Paraphrasierung der Führerdemagogik und trägt deshalb auch wenig zur Aufschlüsselung ihrer tatsächlichen Wirkungsmechanismen bei. Ein vielschichtigeres Bild erlaubt die Verwendung von zeitgenössischen Begriffen und Zeitzeugenaussagen, wie sie Sebastian Haffner bereits 1973 lieferte: «Man hat unwillkürlich immer ein Bild vor Augen, als sei zwölf Jahre lang das ganze Volk in nie endendem Massenrausch ekstatisch um seinen Führer geschart gewesen – ein Bild übrigens, das Hitler selbst, grosser Massenregisseur, der er war, mit Eifer und Vorbedacht komponiert hat. Es ist aber ein trügerisches Bild, und das nicht nur, weil es immer auch ein paar Millionen gab, die nicht jubelten, sondern sich fernhielten, litten und hassten. Auch die Jubler jubelten nicht die ganze Zeit, sondern vielleicht ein, zweimal im Jahr, oder auch nur alle paar Jahre. Dazwischen hatten sie anderes zu tun. [...] die Gesinnungen waren differenzierter, schwankender und beweglicher als öffentlich zum Ausdruck kam. [...] Die grossen öffentlichen Auftritte Hitlers, die sorgfältig inszenierten Massenversammlungen, Aufmärsche und Jubel-szenen waren teilweise gerade dazu bestimmt, das nicht ins Bewusstsein treten zu lassen.»⁴

Um die Kritik zu vertiefen: 1. Ist charismatische Legitimität ein ganz und gar relativistischer Begriff, oder, anders gefragt, kann ein Hassprediger, Verschwörungstheoretiker, Demagoge und Urheber von Verbrechen gegen die Mensch-

von Hitler? 2. Wie baute der am 14. Juni 1920 verstorbene Max Weber den «Charisma»-Begriff einst in seine Herrschaftssoziologie ein? 3. Hätte Max Weber selbst von Hitler als einem «Charismatiker» gesprochen?

Wehler wehrt sich, wie ich finde zu Recht, gegen die Nachkriegsversuche der «Externalisierung des Böartigen» (XXII), die das «Dritte Reich» als «ganz unvorhersehbaren Einbruch des Bösen in die intern heile deutsche Lebenswelt» darstellten. Zu den Kontinuitätslinien seit 1914 – vor allem zum «Krieg im Osten» – präsentiert er eindruckliches Belegmaterial. Nur klingt im Begriff «Charisma» eben auch eine ganze Obertonreihe Übernatürliches an. Anders als Ludolf Herbst geht Wehler nicht von Charisma als etwas sozial Konstruiertem aus, sondern scheint es als etwas Hitler wesensmässig Eigenes zu betrachten.⁵ Statt dämonischer Hitler göttergesalbter Hitler? Semantisch wäre das bloss von der Hölle in den Himmel gehobene Metaphorik, hätte Max Weber nicht zuerst 1915, dann 1919 in «Politik als Beruf» und schliesslich im posthumen Werk «Wirtschaft und Gesellschaft» (1921/22) einen – gescheiterten? – Versuch unternommen, «Charisma» vom womöglich am positivsten besetzten griechischen Wort überhaupt (gr. *charis*: Anmut, Gnade, Liebesgabe, Huld, Gunst etc.; neutestamentarisch *charisma*: göttliche Gnadengabe) zu einem wertneutralen soziologischen Begriff zu wenden.⁶ Weber erwähnte explizit den Urchristentumsforscher und Kirchenrechtler Rudolph Sohm als Quelle.⁷ Wenn Weber scheiterte, dann weil er den Begriff überspannte. Von den wundertätigen griechischen Mönchen über den Gründer der mormonischen Kirche Joseph Smith weitete er – umgangssprachlich gesagt – das Begriffspaar Ausstrahlung/Hingabe sozusagen zum Begriffspaar «Demagogie» – «Bewunderung» für das Phänomen des «Parteiführers» in der Massendemokratie des 19. Jahrhunderts in Grossbritannien und den USA aus.⁸

Interessanterweise hiess 1918/19 der entsprechende Leitbegriff seiner Herrschaftssoziologie noch ««Demagogie» im weitesten Sinn des Wortes», definiert als die «Mittel des Politikers», «durch Rede und Schrift zur Propaganda der eigenen Ideen oder der eigenen Persönlichkeit auf die Welt zu wirken».⁹ Schon damals interessierten Max Weber «die Leute mit grossem politischem Machtinstinkt und mit den ausgeprägtesten politischen Führerqualitäten». Sie waren im «Obrigkeitsstaat» andere als in der Endphase des Krieges 1914–1918 und in der Auflösung des Kaiserreichs.¹⁰ Weber definierte auch, «das Wesen aller Politik ist, wie noch oft zu betonen sein wird: Kampf, Werbung von Bundesgenossen und von freiwilliger Gefolgschaft».¹¹ Sehr nietzscheanisch grenzt er sich vom «Moralismus» ab und bezeichnet es als «die selbstverständlichste Tatsache», «dass der Wille zur Macht zu den treibenden Motiven der parlamentarischen Führer» gehöre.¹² Bei der «Auslese» der «Führerschaft» in Grossbritannien sei «nächst den überall in der Welt entscheidenden Quali-

täten des Willens – natürlich die Macht der demagogischen Rede vor allem massgebend». ¹³ Diese beurteilte er sehr kritisch. «Denn die staatspolitische Gefahr der Massendemokratie liegt ja in allererster Linie in der Möglichkeit starken Vorwiegens emotionaler Elemente in der Politik.» ¹⁴ Und er forderte, immer noch im Mai 1918: «Gegen Putsche, Sabotage und ähnliche politisch sterile Ausbrüche, wie sie in allen Ländern – bei uns seltener als anderwärts – vorkommen, würde jede, auch die demokratischste und sozialistischste Regierung, das Standrecht anwenden müssen, wenn sie nicht Konsequenzen wie jetzt in Russland riskieren will. Darüber ist kein weiteres Wort zu verlieren.» ¹⁵ Diese Stelle zeigt, dass Weber kein relativistischer Denker war. Auch in «Der Reichspräsident», Februar 1919, schrieb er: «Man Sorge dafür, dass der Reichspräsident für jeden Versuch, die Gesetze anzutasten oder selbstherrlich zu regieren, ‹Galgen und Strick› stets vor Augen sieht.» ¹⁶

Obwohl Max Weber als politischer Zeitgenosse eine ganz klare – liberale – Einstellung hatte, ersetzte er den bereits weit gehend wertfrei verwendeten analytischen Begriff «Demagogie» – an dem ihn offenbar doch der «unangenehme Beigeschmack des Wortes» ¹⁷ störte – durch den alles einebnenden «Charisma»-Begriff und untersuchte in seiner Herrschaftssoziologie nur noch die «Legitimitätsgeltung», unabhängig von der Frage der Legalität. In «Wirtschaft und Gesellschaft» scherte er demokratische Politiker und Gewaltherrscher über einen Kamm, sofern sie ihre Macht nur der Einwirkung auf die Massen verdankten. Weber schien angesichts der Novemberrevolution 1918 als Denker wie zweigeteilt: «Die traditionale Legitimität ebenso wie die formale Legalität werden von der revolutionären Diktatur gleichmässig ignoriert», schreibt er an einer Schlüsselstelle. ¹⁸ «Demagogie» oder – austauschbar – «Charisma» verstand Weber als superallgemeinen Begriff ohne jeglichen Distinktionswert hinsichtlich Fragen der Legalität oder gar der politischen Ethik. Dies wäre vor jeder Übertragung von Webers Begriffen auf Hitler zu beachten. So schrieb er in «Politik als Beruf» (Oktober 1919), als er «Typen der politischen Figuren» skizzierte: «Der ‹Demagoge› ist seit dem Verfassungsstaat und vollends seit der Demokratie der Typus des führenden Politikers im Okzident.» ¹⁹

Demagogisch hiess für Weber nicht viel mehr als, in heutigen Worten, auf Massenwirksamkeit bedacht. Damals betonte er eigens, er rede von «Berufspolitikern, welche durch nüchterne ‹friedliche› Werbung der Partei auf dem Wahl-Stimmenmarkt zur Macht zu gelangen streben.» ²⁰ In «Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland» (Mai 1918) hob er sogar hervor: «Demokratisierung und Demagogie gehören zusammen. [...] Die Bedeutung der aktiven Massendemokratisierung ist: dass der politische Führer [...] das

122 ■ Vertrauen und den Glauben der Massen an sich und also seine Macht mit



Triumphierender Hitler, seit dem 30. 1. 1933 Reichskanzler. Neben ihm der verschlossenen wirkende Reichspräsident Paul von Hindenburg, der seinen Blick abschweifen lässt und dessen Tod am 2. 8. 1934 Hitler den Weg zu Tyrannei und neuem Krieg endgültig freimachen sollte. Bild aus: Wolfgang Loeff, Männer deutscher Geschichte. Bismarck, Moltke, Krupp, Scheer, Hindenburg, Stuttgart 1938, S. 224.

Der britische Historiker Alan Bullock hielt in seinem Werk «Hitler. Eine Studie über Tyrannei», Düsseldorf 1961, fest: «Seinem Gesicht war allerdings eine grosse Beweglichkeit gegeben, die Fähigkeit, die äusserst rasch wechselnden Stimmungen zum Ausdruck zu bringen. Von einem Augenblick zum andern konnte es mal freundlich und lebenswürdig, mal kalt und herrisch, mal zynisch und sarkastisch, mal zornesbleich und wutverzerrt sein. [...] Hitler redete unaufhörlich. [...] Eines der Geheimnisse seiner Gewalt über eine grosse Zuhörerschaft war sein instinktives Einfühlen in die Stimmung der Masse, seine feine Witterung für ihre verborgenen Leidenschaften, Ressentiments und Sehnsüchte. [...] Denn ehe man den Hitler-Mythos ernst nimmt, ist es ratsam, sich daran zu erinnern, dass Hitler selbst diesen Mythos erfunden hat, dass er ihn fortgesetzt kultivierte und ihn seinen eigenen Zwecken dienstbar machte. [...] Es ist soviel von der charismatischen Natur Hitlers hergemacht worden, dass man darüber leicht den verschlagenen und zynischen Politiker in ihm vergisst. Gerade diese Mischung aus Berechnung und Fanatismus, die es so schwer macht, zu bestimmen, wo das eine aufhört und das andere anfängt, war das besondere Charakteristikum von Hitlers Persönlichkeit: die Ignorierung oder Unterschätzung des einen oder des andern Elements ergäbe ein verzerrtes Bild.» (S. 372–376) «Kein Regime hat jemals in der Geschichte den psychologischen Faktoren in der Politik solch sorgfältige Aufmerksamkeit gewidmet. Hitler war ein Meister in der Lenkung der Gefühle der Massen. An einer seiner grossen Versammlungen teilzunehmen, hiess Gefühlsregungen durchzumachen, nicht aber Beweisgründe oder ein Programm anzuhören. [...] Jedes Mittel, jeder Theatertrick wurde angewandt, um die Erregung zu steigern. [...] Paradoxe Weise geriet der Mann, der der Urheber dieser Schauspiele war, nämlich Hitler selbst, in die stärkste Erregung: sie spielten, wie Rosenberg in seinen Memoiren berichtet, im Prozess der Selbstberauschung eine unerlässliche Rolle. Wie keiner zuvor hatte Hitler erfasst, was man durch eine Verbindung von Propaganda und Terror erreichen kann. Dem Zuckerbrot der grossen Schauspiele stand die Peitsche der Gestapo, der SS, der Konzentrationslager ergänzend gegenüber [...].» (S. 379 f.)

massendemagogischen Mitteln gewinnt.»²¹ Noch immer denselben Sachverhalt meinte Weber, als er «Demagogie» durch den Begriff Charisma ersetzte. Den Begriff «Führer» leitete Weber im Sinn von Parteiführer vom englischen *leader* ab. Das darf selbstredend nicht zur Meinung verleiten, Weber habe im «Nebel der Zukunft», in der «Polarnacht von eisiger Finsternis und Härte», die er im Oktober 1919 als «vor uns» liegend vermutete, einen Hitler vorausgesehen, oder Weber, der 1920 im Alter von nur 56 starb, wäre, falls er nur 25 Jahre länger gelebt hätte, 1945 auch nur in Versuchung gekommen, den erledigten «Führer» Adolf Hitler wertfrei mit «Charismatiker» zu betiteln.²²

Daher wäre, da der Weber'sche «Charisma»-Begriff bei einer ganzen Generation der Geschichtsschreibung zu einem Selbstläufer und wohlfeil-relativistischen Passepartout-Begriff geworden ist, dringend zu fordern, dass Max Webers Herrschaftssoziologie weiter gedacht und die Brücke geschlagen wird zum Plan Webers, «die nichtlegitime Herrschaft» mit zu reflektieren.²³ Es gibt nämlich keinen Grund anzunehmen, Max Weber hätte, wäre er nur älter geworden, 1932 nicht auch, wie Carl Schmitt über den illegalen Gebrauch der legalen Macht nachgedacht und wie Schmitt die «alte Lehre vom Widerstandsrecht», die «zwei Arten von <Tyannen>» unterschied, konsultiert: «[...] denjenigen, der auf rechtmässige Weise in den Besitz der Macht gelangt ist, sie dann aber schlecht und tyrannisch ausübt und missbraucht – das ist der tyrannus ab exercitio; und ferner den tyrannus absque titulo, der ohne Rechtstitel zur Macht gelangt ist, gleichgültig, ob er sie gut oder schlecht ausübt.»²⁴ Carl Schmitt, der «dem Nationalsozialismus bis zur Machtergreifung kritisch gegenüber» stand und von Heidegger brieflich aufgefordert wurde, sich der «Bewegung» anzuschliessen,²⁵ hatte zumindest noch klar herausgearbeitet, dass «das Prinzip der gleichen Chance der Mehrheitsgewinnung» streng beachtet werden müsse, damit die «im legalen Besitz der staatlichen Mittel stehende Mehrheitspartei» nicht die «legale Macht» dazu benutzt, sich zu «verschanzen und die Tür hinter sich zu schliessen, also auf legale Weise das Prinzip der Legalität zu beseitigen».²⁶

Ich würde dringend für eine Rückkehr zum ursprünglichen Weber'schen Demagogiekonzept unter selbstverständlichem Einbezug der nur durch den frühen Tod Webers 1920 verhinderten Mit-Thematisierung der nichtlegitimen Herrschaft plädieren. Einzig lebensgeschichtliche Zufälligkeit hat diesen angelegten Denkweg Webers abgeriegelt. Eine wortinhaltlich «wertfreie» Taxierung von Hitlers Massensuggestionstechnik und seines den Hypnotiseuren abguckten «Röntgen»-Blicks, mit dem er seine Gefolgsleute zu beeindrucken suchte, führt notwendig zu den eingangs beklagten sprachlichen Absurditäten. Wenn das Wort «Demagogie» Weber zu einem bestimmten Zeitpunkt einen zu

124 ■ «unangenehmen» Klang hatte, so hat «Charisma» in Bezug auf Hitler mit

Bestimmtheit einen zu guten und birgt rein semantisch Apologie-Gefahr. Die Geschichtsschreibung ist der Gesellschaft eine leistungsfähigere Tyrannis- und Demagogieanalyse schuldig.

ZUR KRITIK DES BEGRIFFS «ZWEITER DREISSIGJÄHRIGER KRIEG»

Im Vorwort seiner *Deutschen Gesellschaftsgeschichte* bezeichnet Wehler seinen «Gegenstand» als den «<zweiten Dreissigjährigen Krieg> von 1914 bis 1945» (XIX). *Der Spiegel* brachte auf dem Titelblatt des Hefts Nr. 8 vom 16. 2. 2004, für das Wehler einen Essay schrieb, zwischen dem Bild des Kaisers und dem Bild Hitlers gross die Behauptung «1914–1945. Der zweite Dreissigjährige Krieg».

Ich halte das für unklug.²⁷ Die Rede von einem «30-jährigen Krieg» für die Zeit des Ersten Weltkriegs, der Weimarer Republik und des Zweiten Weltkriegs, fürchte ich, ist nicht nur fahrlässig, sondern bedient ungewollt das rechte ideologische Spektrum. Denn am 1. August 1944 zogen die Nazis in der gleichgeschalteten Presse bereits dieses propagandistische Schein-Fazit: «Dreissig Jahre Krieg. Ein Menschenalter ohne Frieden – Die ewig zerstörenden Kräfte.»²⁸ Mit Absicht wurde die erste deutsche Demokratieerfahrung der Weimarer Republik geleugnet und im Sinne von Hitlers *Mein Kampf* zum «Krieg» umgedeutet. In der «Berliner Ausgabe» des *Völkischen Beobachters* vom Dienstag, 1. August 1944, schrieb ein Dr. Hans W. Hagen unter dem Titel *Dreissigjähriger Krieg*: «Es ist keine Gedankenspielerei, wenn im Augenblick der höchsten Kraftentfaltung in der Entscheidung eine Parallele gesucht wird zu jenem grossen weltanschaulichen Ringen, das vor 300 Jahren Deutschland in 30 Kriegsjahren verheerte. Es ist auch nicht der äussere Anlass, dass es heute im Grunde genommen wieder 30 Jahre werden, die unserem Volk aufgegeben sind, um in ihnen die Ablösung der alten Welterkenntnisse und die Bewährung der neuen Ideen durchzustehen.»

Was den Ersten Weltkrieg betrifft, meinte der Verfasser weiter: «Der Deutsche brachte aus diesem Krieg das Feuer einer neuen Weltanschauung mit nach Hause. [...] Während die vermeintlichen Sieger im Rausch ihres in Oberflächlichkeit vertanen Sieges vertaumelten, musste der Deutsche in Seelen- und Strassenkämpfen sein neues Weltbild gebären, und es in der Brust des einzelnen ebenso durchsetzen wie im Volk. Und als dann die Feinde in der Überheblichkeit ihres Siegerwahns glaubten, diese neue Weltanschauung im Aufkeimen austreten zu können, war es zu spät, denn das gesamte Volk hatte heimlich den äusserlich verlorenen Ersten Weltkrieg bereits in sich gewonnen. ■ 125

Das gibt uns das Recht, den Ersten und Zweiten Weltkrieg von unserer Sicht und unserer Bewährung aus zusammenzufassen zu einem grossen, nun wieder dreissigjährigen Krieg.»

Das ist für Wehler natürlich unerquicklich. Eine für Ereignisgeschichte offener Sozial- und Wirtschaftsgeschichte hätte nicht übersehen, wie belastet der Begriff ist. Der Kommentator im *Völkischen Beobachter* redete sogar explizit von einem «neuen dreissigjährigen Krieg»: «Wir allein können ihn als Einheit sehen von 1914 bis 1944, denn wir trugen die alten Weltbilder in der ersten Phase der Materialschlachten zu Grabe. Wir haben aber in der Not der Schlacht auch die Besinnung gefunden zur Neuschöpfung unseres Weltbildes, und wir tragen dessen Symbol, das Hakenkreuz, nicht zufällig auf unseren Eisernen Kreuzen zum Zeichen, dass wir diese neue Welterkenntnis vor dem Feinde durchgekämpft haben. Wir haben in der ersten Phase dieses neuen dreissigjährigen Krieges bereits den Geistespartner der heutigen Feindmächte in uns selbst überwunden.»

Natürlich war die Propagandaoffensive «Dreissigjähriger Krieg» koordiniert und als so genannte «Tagesparole des Reichspressechefs» an der täglichen Pressekonferenz erläutert und über Fernschreiben an die Redaktionen des Landes verbreitet worden. Die «Tagesparole» war «verpflichtend im Sinne des Schriftleitergesetzes», schrieb 1973 Helmut Sündermann, einst Stellvertreter des Reichspressechefs Dietrich.²⁹ In der «Tagesparole» vom 26. Juli 1944 stand: «Am 2. August sind dreissig Jahre seit dem Beginn des Ersten Weltkrieges vergangen. Dieses Datum eignet sich im besonderen Masse dazu, das deutsche Volk an die Tatsache zu erinnern, dass seit jenem Tage ein Vernichtungskampf der jüdisch-plutokratischen Welt gegen Deutschland im Gange ist, der auch in der Zwischenzeit von 1918–1939 nur mit anderen Methoden, aber mit der gleichen Zielsetzung betrieben worden ist. Zu diesem Thema liegt reicher historischer Stoff für wirkungsvolle Eigenarbeiten der Blätter vor. Erläuterung: Über DNB [Deutsches Nachrichtenbüro] gelb ist eine sehr ausführliche Materialsammlung zum Thema der «Dreissigjährige Krieg» ausgegeben worden.»³⁰

Hans-Ulrich Wehler schreibt in den Anmerkungen zur Passage über den «modernen «Dreissigjährigen Krieg»», (222/1028) seines Wissens habe Raymond Aron «als erster die inzwischen gängige Formel verwandt». Auch im Text selbst bezog Wehler sich ausdrücklich auf den berühmten und über alle Parteigrenzen geschätzten französischen Intellektuellen, und zwar erwähnt er dessen ins Deutsche übersetzte Lebenserinnerungen. In diesem Band erinnerte Aron an sein 1951 in Paris bei Gallimard erschienenenes und leider nie ins Deutsche übertragene Buch *Les guerres en chaîne*, das noch heute zu beein-

und Kalter Krieg einer brillanten gedanklichen Analyse unterwarf.³¹ Raymond Aron betonte übrigens – wenn ich noch einmal Wehlers Darstellung der fast zwangsläufig erfolgten Machtübergabe an Hitler kritisieren darf – ausdrücklich, man müsse «gegen eine retrospektive Illusion der Fatalität» kämpfen: «Es gab im Verlauf dieser dreissig Jahre Momente, in denen das Schicksal sozusagen in der Schwebelage war und sich ganz andere Evolutionslinien abzeichneten.»³² Aron erläuterte 1951 aber insbesondere, dass die Bezeichnung «Dreissigjähriger Krieg» nach dem Krieg nur ein äusserer Vergleich auf Grund des zerstörten Deutschland war: «Dreissigjähriger Krieg wurde am Ende des Zweiten Weltkrieges von allen Seiten gesagt – in einem Augenblick, als der in einer apokalyptischen Katastrophe erfolgende Zusammenbruch des Dritten Reichs Deutschland ebenso ruiniert zurückliess wie Mitte des 17. Jahrhunderts.»³³ Aron legte 1951 ausserdem Wert auf die Feststellung, dass «die Ereignisse, die zuerst 1914 und dann 1939 zur Explosion führten, ganz andere waren»: «Wenn man die beiden Kriege als Elemente eines einzigen und selben Ganzen, als Episoden eines einzigen Kampfes denken» wolle («Si l'on veut penser les deux guerres comme éléments d'un seul et même ensemble, comme épisodes d'une seule lutte»), müsse man sich «auf diese tragische Verkettung von Ursachen und Wirkungen, auf die Dynamik der Gewalt» beziehen («à ce tragique enchaînement de causes et d'effets, à ce dynamisme de la violence»), die er in seinem Buch «zu analysieren versucht» habe.³⁴

Interessant ist auch, dass Aron in derselben Studie von 1951 bereits auch gleich den ebenfalls mit verketteten «Kalten Krieg» des «Atomzeitalters» in seine Analyse einbezog, was Wehler sich für den 5. Band seines Mammutprojekts vorgenommen hat. Insofern müsste Wehler dann auch darlegen, weshalb er denn angesichts der «verketteten» Kriege und des bis 1989/1991 geteilten Deutschland nicht von einem 75- oder 77-jährigen «Krieg» sprechen will. Das zeigt eben, dass rein numerische Begriffsbildungen zu viel Verschiedenes – Unvergleichbares und Vergleichbares – umgreifen und damit letztlich beunruhigend unscharf sind.

Ich würde dringend davon abraten, den Begriff «Zweiter Dreissigjähriger Krieg» in die gängige Rede einzuflechten oder in die Schulbücher zu bringen. Der Begriff ist ein Trojanisches Pferd. Zwischen 1618 und 1648 gab es keinen Friedensschluss. Zwischen 1914 und 1945 gab es einen, so schlecht er auch gewesen sein mag. Er setzte immerhin den Schächtereien ein Ende. 1932 gab das Fünf-Mächte-Abkommen grosse Hoffnungen auf «einen dauerhaften Friedenszustand», so General Wilhelm Groener, Reichsminister a. D. (*Vossische Zeitung*, 25. Dezember 1932), und die Überkatastrophe 1939 wäre im Januar 1933 noch leicht zu verhindern gewesen. Weiter war Deutschland 1618–1648 von ausländischen Truppen besetzt, 1914–1918 und 1939–1945 ■ 127

besetzte umgekehrt Deutschland andere Länder. Allein dies schon müsste jede begriffliche Gleichsetzung verbieten. Es bleibt aber der Begriff «Kettenkriege» oder «verkettete Kriege» (*Les guerres en chaîne*) des grossartigen Raymond Aron, auf den Hans-Ulrich Wehler verdienstvollerweise hinwies.

Anmerkungen

- 1 Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 1914–1949*, München 2003, XVII; alle nachfolgenden Zitate aus dem Buch werden in Klammern im Laufertext angegeben.
- 2 www.dradio.de, Deutschlandfunk, «Politische Literatur», 3. 2. 2004.
- 3 Zit. nach: Helmut Dubiel, *Niemand ist frei von der Geschichte*, München 1999, 217.
- 4 *Haben Sie Hitler gesehen? Deutsche Antworten*, gesammelt v. Walter Kempowski, Nachwort von Sebastian Haffner, München 1973, 103 f.
- 5 Ludolf Herbst, «Der Fall Hitler – Inszenierungskunst und Charismapolitik», in Wilfried Nippel (Hg.), *Virtuosen der Macht. Herrschaft und Charisma von Perikles bis Mao*, München 2000, 171–191.
- 6 Vgl. Edith Hanke, Wolfgang Mommsen (Hg.), *Max Webers Herrschaftssoziologie*, Tübingen 2001, 40 f.
- 7 Vgl. Thomas Kroll zur damaligen «Charisma-Debatte» in: Hanke/Mommsen (wie Anm. 6), 53.
- 8 Vgl. Max Weber, «Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland», Mai 1918, in Johannes Winckelmann (Hg.), *Gesammelte politische Schriften*, Tübingen 1971, 307, 311.
- 9 Winckelmann, *Gesammelte Schriften* (wie Anm. 8), 338
- 10 Ebd., 341.
- 11 Ebd., 347.
- 12 Ebd., 350.
- 13 Ebd., 536.
- 14 Ebd., 403 f.
- 15 Ebd., 405.
- 16 Ebd., 499.
- 17 Ebd., «Politik als Beruf», Oktober 1919, 525.
- 18 Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, 5. Aufl., Tübingen 1972, 157.
- 19 Winckelmann (wie Anm. 8), 525.
- 20 Ebd., 530.
- 21 Ebd., 393.
- 22 Zitate aus Hanke/Mommsen (wie Anm. 6), 312; Winckelmann (wie Anm. 8), «Politik als Beruf», 559.
- 23 «Grundriss-Einteilung» Juni 1914, vgl. Hanke/Mommsen (wie Anm. 6), 40 und den vom Herausgeber des unvollendeten Werks *Wirtschaft und Gesellschaft* eingefügten gleichnamigen 7. Abschnitt von Kap. IX.
- 24 Carl Schmitt, *Legalität und Legitimität*, Berlin 1932, 30 f.
- 25 *Der Spiegel*, Nr. 29, 2001, 137.
- 26 Schmitt (wie Anm. 24), 31, 35.
- 27 Der mit mir befreundete, 2002 in Zürich verstorbene Krakauer Architekt Christoph Dziedzinski (Nachruf in *WoZ*, Nr. 49, 4. 12. 2003, 26) hatte mich bereits 1999 auf Grund von Thesen des 1930 in New York geborenen Geschichtssoziologen Immanuel Wallerstein in eine lange Diskussion versponnen. Ich wandte mich bereits damals gegen diesen Begriff.
- 128 ■ 28 *Berliner Morgenpost*, 1. 8. 1944.

- 29 Helmut Sündermann, *Tagesparolen. Deutsche Presseweisungen 1939–1945. Hitlers Propaganda und Kriegsführung*, Leoni am Starnberger See 1973.
- 30 Sündermann (wie Anm. 29), 277.
- 31 Raymond Aron, *Erkenntnis und Verantwortung. Lebenserinnerungen*, München 1985, 219.
- 32 Raymond Aron, *Les guerres en chaîne*, Paris 1951, 110 f. (eigene Übersetzung).
- 33 Ebd., 108 f.
- 34 Ebd., 109.